

So viel toxische Männlichkeit verdirbt das Erzählen

Meine gefährliche Entdeckungsreise auf der Suche nach der eigenen Lust am Text. Von Luke Wilkins

In der Hitze des Sommers 2009 streunte ich ein bisschen wie die Hauptfigur aus dem Roman «Hagard» von Lukas Bärfuss durch die Innenstadt Berns. Ich studierte am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel und suchte fieberhaft nach einem Eingang in meinen ersten Roman. Mit den Schreibstrategien vieler am Literaturinstitut unterrichtender Dozenten, allen voran Lukas Bärfuss, die uns Studenten beizubringen versucht hatten, «wie man den Leser verführt», war ich nicht weit gekommen. Hatte ich doch gerade eine Karriere als Autor und Schauspieler für Film, Funk und Fernsehen abgebrochen, um aus Deutschland in mein Geburtsland zurückzukehren, in der Hoffnung eine Lebensform im Schreiben zu finden.

Im Medienzirkus hatte ich alle möglichen Schachzüge des quotenstarken Erzählens kennengelernt und beobachtet, dass dabei eins nie fehlen darf: die Bewegung auf einen Höhepunkt zu, mit anschliessender Katharsis. Dazu braucht es immer einen Protagonisten, der seinen Gegner im Kampf um ein begehrtes Objekt überwindet. Diese Dramaturgie ist offenkundig nicht nur in der Massenkulturindustrie, sondern auch in der Literatur alternativlos. Seit dem Kampf um Troja scheint irgendeine Form der Vereinigung von Ares und Aphrodite die zentrale Bedingung für eine spannende Geschichte zu sein.

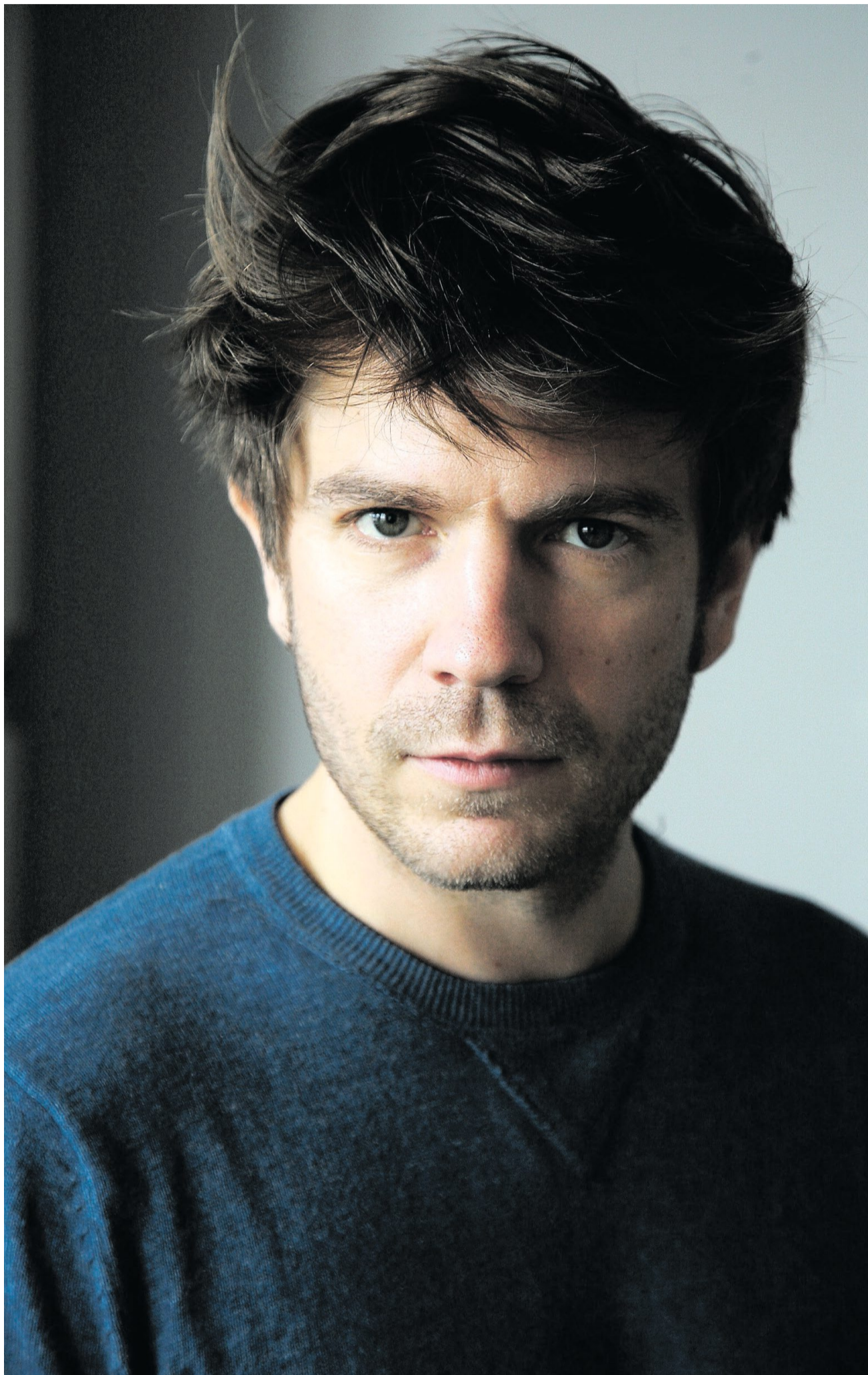
Diesem Zwang wollte ich mich nicht beugen und suchte nach einem Weg, meine konfliktreiche Familiengeschichte in ein Buch zu übersetzen, ohne die in meiner Familie von Generation zu Generation weitergegebenen Nachkriegs-Traumata im Schreiben zu verbreiten. Den im Erzählen angelegten Ursprüngen toxischer Männlichkeit wollte ich so auf die Schliche kommen, nach dem Vorbild Herbert Grönemeyers, der gesungen hat: «Männer führen Kriege, Männer sind schon als Baby blau, Männer rauchen Pfeife, Männer sind furchtbar schlau.»

Eine Erscheinung

Merkwürdigerweise waren die Frauen nicht sonderlich beeindruckt davon. Je tiefer ich nach einer dichterischen Sprache schürfte, umso entschlossener ich versuchte, meine eigene Wahrnehmung zu entautomatisieren, und umso mehr sich mein Äusseres demjenigen eines Obdachlosen anglich, desto weniger Frauen wollten mit mir flirten. «Für den Schriftsteller», schreibt Roland Barthes, «ist die Muttersprache in einer ständigen Beziehung zur Lust.» Mein Begehren nach einer eigenen Sprache berührte sich in peinlichen Momenten mit der kalten Schulter einer Schweizerin, die ich erfolglos in meiner holprigen, in Deutschland verfärbten Mundart auf einen Kaffee einzuladen versuchte.

In diesem ausgehungerten Zustand erschien mir an besagtem Sommertag 2009 eine Wiedergängerin aus meiner Kinderzeit, die zugleich die Literatur bewacht. Es war eine atemberaubend attraktive junge Bernerin. Mit allen Attributen einer typisch US-helvetischen Sexbombe: herzkirschenförmiger Po in pinkfarbenen hautengen Leggings, Stringtanga, gartenartiges Schlangenträgergrat, Wespentaille, Oberweite von hundertsechzehn Zentimetern, die braungebrannten Füsse in genau den pflaumenblauen Ballerinas, mit denen die Hagardsche Obsession ihren Ausgang nimmt. Ihr sündig-süsser Kuhmagd-Blick traf mich, kurz bevor sie hinter dem Warenhaus Loeb in die Schauplatzgasse einbog und Richtung Best-Western-Hotel schwebte.

Ich glotzte ihr mit Stielaugen hinterher und wurde bis ins Knochenmark durchzuckt von einem grellen Blitz des Begehrens. Überbelichtung. Nie zuvor hatte mir eine Frau in so



Der Schriftsteller Luke Wilkins suchte seine eigene Sprache und verlor dabei sich selbst.

JOACHIM GERN

«Hallo, du Schöne!» Sie drehte sich um und sah einen Mann mit zitternder Unterlippe, angstgeweiteten Pupillen, offensichtlich am Rand des Nervenzusammenbruchs.

kurzer Zeit dermassen den Kopf verdreht. Zugleich bekam ich Angst: Nie, niemals würde ich den Mut aufbringen, sie anzusprechen! Rabenschwarze Verzweiflung überfiel mich, genau der Gemütszustand, aus dem heraus sich der Hagardsche Protagonist durch die Dachglasscheibe ins Zimmer seiner Angebeteten in den Tod stürzt.

Alles nur Einbildung

Statt mich umzubringen, dachte ich, kann ich mich ebenso gut tödlich blamieren, lief der Frau hinterher und sagte: «Hallo, du Schöne!» Sie drehte sich um und sah einen 28-jährigen Mann, mit zitternder Unterlippe, angstgeweiteten Pupillen, offensichtlich am Rand des Nervenzusammenbruchs.

Sie wollte mich schon wie eine lästige Fliege wegwedeln, stutzte dann und sagte: «Dich kenne ich doch. Moment mal, bist du nicht ...? Ja, du bist doch ein Schauspieler. Als Mädchen habe ich dich immer in der ARD-Soap «Verbotene Liebe» gesehen, ich war ganz verknallt in dich, ich werd verrückt, du hast doch den Christian Toppe gespielt, ha», machte sie, hielt sich vor Verblüffung die Hand vor den Mund: «Du hast dich aber verändert ...»

Sie zögerte und gestand mir dann: «Sobald du im TV aufgetaucht bist, habe ich mit meinen Freundinnen immer angefangen zu kreischen. Du hattest so einen sexy Waschbrettbauch.» Als ich das hörte, kam ich zu mir. Die dünne Schicht, die mich, seit ich denken kann, daran hinderte, mit

dem Abgrund meines Begehrens auf Tuchfühlung zu gehen, zerbrach. Ich lief auf Grund. Verlor die Fassung. Die Frau, die ich gerade noch für eine Göttin gehalten hatte, der ich, abgelenkt von ihrer erotischen Anziehungskraft, magische Fähigkeiten in der Befriedigung meiner tiefsten Lust zugeschrieben hatte, wurde auf einen Schlag normal und wirklich. Ihr Sex-Appeal entpuppte sich als meine Projektion.

An die Wand gepinnt

Ähnlich ebenener mit 24 Bildern pro Sekunde über die TV-Bildschirme flimmernden Figur, die ich als Schauspieler für Millionen von Zuschauern verkörpert hatte. Ähnlich der Projektionsfigur, als die ich die Zuschauer in ihren Fernsehstuben besucht hatte und die von Teenagern sogar als «Bravo»-Girl-Poster an die Wand gepinnt worden war. Und die ich im Storylining-Pool als Autor auch fiktional zu erschaffen geholfen hatte. Zu der der Hagardsche Protagonist durch die Scheibe des Dachfensters wie durch einen Fernsehbildschirm bricht und von sich selbst getötet im Zimmer seiner Angebeteten und auch im Ende der Geschichte landet.

Selbstmord und Zerstörung statt Verwandlung und Übersetzung des Begehrens sind hier Voraussetzung und Prinzip einer Erzählform. Teil einer monströsen Wiederholungsschleife, deren Produktion mit der #MeToo-Kampagne nur personell, nicht aber strukturell verfolgt wurde und die seit Homer für Nachschub an blutigen Abendnachrichten sorgt.

Die Frau begriff irgendwie, was gerade mit mir geschah, nahm mich einmal in die Arme, liess mich in ihr versinken, in ihrem Duft, gab mir einen Kuss und verschwand. Im Zug von Bern zurück nach Biel raste die Hochsommerlandschaft mit der Strahlkraft einer Halluzination am Fenster vorbei – für einen Moment hatte ich Platz in meinem Buch genommen.

Ein unbekannter Schmerz

Sieben Jahre später sah ich diese Frau wieder. Es war meine Mutter, die – nach zwei Scheidungen, mit gebrochenen Flügeln, psychisch labil und an chronischem Bluthochdruck leidend – eine Woche zuvor an einem Aneurysma gestorben war. Sie lag in einem Aufbahrungsraum des Langenthaler Krematoriums von Kränzen und Blumen umgeben in ihrem Sarg vor mir. Ihr bereits eingefallenes, dezent geschminktes Gesicht war von den Leichenbestattern zurechtgemacht, in den Wangenhöhlen und unter den Lippen steckten Kunststoffpolster, die ihre Physiognomie in Form brachten und sie mir zugleich entfremdeten. Die Lider für immer geschlossen, auf ihrem Gesicht der Ausdruck einer schrecklich-schönen Entrücktheit. In einem mir bis dahin unbekanntem Schmerz zerbrach das Gefäss meiner frühesten Liebe, und ich erwachte vollständig aus meinem «délire mammaire» (wie Hermann Burger es in seinem Buch «Die Künstliche Mutter» nennt).

Jetzt erst liess sich mein Roman – eine literarische Ausgrabung meiner in Deutschland beinah versandeten Muttersprache – beenden. Meine Vision von einem Schreiben, das alle Konzepte über Bord wirft, den Tod hochleben lässt und sich der puren Lust an der Sprache und ihren Häutungsprozessen anzuvertrauen wagt, materialisierte sich in einem Buch, das ich selbst verkörpere. Als russische Puppe: In meiner Muttersprache Berndeutsch heisst Bauch Buch.

—
Luke Wilkins lebt als Autor in Biel und St. Ilgen (D). Sein Debütroman «Jeff» ist 2018 beim Derk-Janssen-Verlag erschienen.